

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte

Band: 9 (1933)

Heft: 26

Artikel: Verschollen! : Auf den Spuren des seit acht Jahren im brasilianischen Urwald verschollenen Oberst Fawcett [Fortsetzung]

Autor: Harding, Tex

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-752396>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Verschollen!

Auf den Spuren des seit acht Jahren im brasilianischen Urwald verschollenen Oberst Fawcett

Von Tex Harding

Fünfte Fortsetzung

Nein. Sie seien, sagte der älteste von ihnen, die einzigen Weißen weit und breit. Die Gegend sei überhaupt menschenleer ringsherum. Nur ein paar hundert Kilometer weiter nördlich wohnten Indianer von sehr blutgieriger und grausamer Art. Eine Expedition müsse allerdings vor einiger Zeit hier vorübergekommen sein. Vor einem halben Jahr hätten sie eine Lagerstätte im Walde entdeckt. In einem Baum wäre ein Monogramm eingeritzt gewesen: zwei R, die übereinander in die Rinde geschnitten seien. Das war alles, was die Männer sagen konnten und es war sehr viel. R. R. das konnte Raleigh Rimell heißen. Wir erzählten den Männern von der Fawcett-Expedition. Ich fragte sie, ob sie hier in der Nähe einmal Überreste von alten Städten gefunden hätten. Sie lachten und schüttelten die Köpfe. Die Indianer, die hier höchstens leben konnten, bauten Hütten aus Bambus und Palmenblättern, allenfalls Zelte aus Tierhäuten, vielleicht gar Unterstände aus Lehm, auf keinen Fall aber Städte aus Marmor und mit erzernen Türen.

Bis zu diesem Punkt des Gesprächs hielten wir alle unsere Mächeten fest in den Händen und keiner von uns fünf dachte daran, auch nur einen Moment auf die Waffe zu vergessen. Wir schlugen den Männern vor, mit uns einen Schluck Whisky zu nehmen. Sie gingen freudig darauf ein. Als wir nach einer Viertelstunde unten am Lager waren, benahmen sie sich, als sie das Flugzeug sahen, beinahe wie Wilde. Sie waren direkt furchtsam vor der Maschine und keiner von ihnen hatte jemals ein Flugzeug in der Luft gesehen. Wir ließen ihnen den Rest aus unseren Whiskyflaschen und als wir uns zum Starten fertig machten, zeigte uns der älteste der Männer einen Beutel mit Steinen, die wie Kiesel aussahen, aber ihrer Schwere nach wohl Diamanten sein könnten.

Am nächsten Morgen stoben wir von unserer zweiten Depotinsel zum Paratinininga vor, wo wir unsere Operationsbasis suchen wollten. Wir sind kaum hundert Kilometer geflogen, als unter uns im Walde sich eine riesige schwarz-verkohlte Brandstelle zeigt. Wir gehen nieder und haben diesmal Glück. Wir brauchen uns vom Fluss aus nur fünfzehn Minuten durch den Wald zu schlängeln, als wir schon an der schwarzen Brandstelle sind. Der Brand, der hier einmal gewütet hat, muß schon lange zurückliegen. Die schwarzen Baumstümpfe sind schon über und über mit frischen Schlinggewächsen bedeckt und auch den Boden überzieht junger Farn und eine hellgrüne Grasdecke. Dazwischen gibt es große schwarze Brandstellen. Der Brand kann zwei Ursachen haben: Entweder hat der Blitz eingeschlagen oder hier haben Weiße gerastet. Der Wilde wird niemals ein Feuer im Walde zurücklassen. Der Gedanke ist für ihn unvorstellbar, daß er ein Lagerfeuer nicht austritt und in der Erde vergräbt. Der Indianer weiß, daß jede Erinnerung an ein Lagerfeuer für ihn unter Umständen verderblich werden kann. Der weiße Mann ist darin viel unvorsichtiger.

Jimmy und ich, wir sind darauf gefaßt, daß wir vielleicht ein paar Stunden an diesem Platz verbringen müssen. Es muß unter allen Umständen versucht werden, festzustellen, wie das Feuer entstanden ist. So umkreisen wir den Platz von zwei Richtungen aus. Wir graben jede

weichere Stelle des Bodens mit der Machete um, aber unsere Arbeit bleibt erfolglos, bis wir noch Dreiviertelstunden beinahe gleichzeitig jeder einen Fund machen. Jimmy hat eine alte Tabakbüchse gefunden und ich die Spule von einem Rollfilm. Das Holz der Spule ist schon beinahe nichts weiter als Müll, aber das Blech hat sich verhältnismäßig gut gehalten. Hier muß ein Lagerplatz gewesen sein! Die Tabakbüchse, die Jimmy gefunden hat, muß Tuxedo-Tabak beherbergt haben. Die Firma ist nicht mehr zu lesen, aber es klebt noch ein geringes Stückchen roten Glanzpapiers am Blech. Unter dem Papierfetzen, das sich leicht ablösen läßt, schwimmt auch das Blech noch verhältnismäßig frisch. Das heißt, es ist auch blind, aber doch nicht so rostig wie der übrige Teil. Wir bringen die Büchse vorsichtig bis zum Ufer und dort beginne ich sie mit Schlamm behutsam abzuwaschen. Über dem Boden der Büchse hat sich eine merkwürdige Kruste von Rost und Schmutz gezogen, die unter der Schlammwäsche wie faule Rinde zu bröckeln beginnt. So läßt sich die Büchse verhältnismäßig leicht reinigen und dann finde ich auf dem Boden mit einem Taschenmesser eingekritzelt zwei übereinanderstehende Buchstaben. Es sind zwei «R».

Raleigh Rimell war erst dreieinhalbzig Jahre alt und in diesem Alter ist man gewiß noch zu Spielereien aufgelegt. Aber sollte wirklich dieser junge Forscher in den Urwald gegangen sein, wie weiland der Däumling aus dem Märchen? Sollte er wirklich überall, wo er lagerte, sein Monogramm in die Bäume geschnitten haben oder die Tabakbüchse mit seinem Monogramm versehen liegen lassen? Befürdete er ein schlimmes Ende der Expedition und schien es ihm besser zu sein, heimlich, wo es ginge, Zeichen zu lassen? War sein Verhalten etwa nicht das Verhalten Däumlings? War er ein Mensch, der so in sich selbst verliebt war, daß er jedes Stück, das er brauchte, und wenn es eine lächerliche Tabakschachtel war, mit seinem Monogramm versah? War es vielleicht gar nicht Raleigh Rimell, der hier genächtigt hatte? Sollte Fawcett überhaupt so unvorsichtig gewesen sein, die Reste eines Feuers im Urwald zurückzulassen, Fawcett, der geübte Waldläufer?

Der Fund erregte uns tief. Mit der Filmsspule zusammen bekam die Sache eine merkwürdige Bedeutung. Rimell hatte die Aufgabe übernommen, die einzelnen Phasen der Expedition zu photographieren. Es konnte doch sein, daß er es war, auf dessen Monogramm wir nun zum zweitenmal stießen.

Wir erreichten den unteren Paratinininga im glatten Flug. Aber er bot uns keine so glückliche Insel wie wir schon zwei gefunden hatten. Wir mußten uns weiter nordöstlich halten und fanden da einen Nebenfluß des Xingu, der auf unserer Karte nicht eingezeichnet war. Später nannten wir diesen Fluß den Rio Morto, das heißt der «Tote Fluß». Er ist an vielen Stellen über siebenhundert Meter breit und wirkt mehr wie eine Kette aneinanderhängender Seen. Im Rio Morto fanden wir auch die Insel, die wir als Landungsplatz gebrauchen konnten. Sie lag mitten im Fluß, von jedem Ufer dreihundert Meter entfernt. Hier beschlossen wir unsere Hütte zu bauen.

Auf dem Rio Morto.

Als wir auf dem Rio Morto landeten, ahnten wir nicht, daß sich uns aus seinen Wassern ein grauenvolles Geheimnis des Urwaldes entzäubern würde. Wir nahmen den langsam dahintreibenden Fluß mit der Insel darin lediglich als eine günstige Landungsstelle. Der Fluß ist ungefähr siebenhundert Meter breit, zur rechten Hand bildet das Ufer eine Bucht. Zwei Kilometer nach Norden liegt der Fluß in einem Knie nach links. Zu beiden Seiten steigen die Ufer steil hoch und von ihrer Höhe fällt ein millionenfacher Regen von Orchideenblüten. Die Insel in der Mitte des Stromes muß in der Länge vielleicht hundert Meter und hat eine Breite von sechzig Metern. An der südlichen Seite, wo wir landen, ist sie eingebuchtet und hat einen Sandstrand von zwanzig Meter Tiefe. Auf die Tiere, die rechts und links des Stromes sind, auf die Flamingos, die Aasgeier, Papageien, Reiher und Ringadler macht unsere Landung kaum einen Eindruck. Die Flamingos lediglich hüpfen mit fliegendem Schlag aus dem Wasser hoch, aber bald stehen sie wieder so träge und nachdenklich grazios wie immer da. Die kleine Bucht an der Südspitze der Insel ist ein idealer Hafen für unser Flugzeug und wir zögern nicht lange, hier unseren gesamten Proviant und alles Benzin auszuladen.

In der nächsten Stunde sind wir mehr im Wasser als draußen. Wir waten zwischen dem Flugzeug und dem Sandstrand hin und her.

Noch sind wir frisch und der Urwald hat uns nicht gepackt. Einige Tage später waren wir schon Gefangene der Hitze und der Dämmerstimmung, jener unendlichen Gleichtäglichkeit, die durch den Urwald weht. Später hätten wir das alles nicht mehr arbeiten können, was wir an diesem Tag geschafft haben. Zunächst müssen wir uns einen Weg durch die ganze Insel schlagen. Dabei achten wir darauf, drei lange Bambusstangen zu bekommen. Sie sollen das Gerüst für unsere Hütte sein.

Wir finden keine Tiere auf der Insel und beschließen, unsere Hütte an der Südspitze der Insel zu errichten, zehn Meter vom Landungsplatz entfernt. Um Deckung sind wir beim Bauen der Hütte nicht besorgt. Unser Glaube ist, daß der Urwald ringsumher völlig unbewohnt ist. Nirgends sahen wir, als wir kamen und um die Insel flogen, Rauch oder sonst ein Zeichen, das die Anwesenheit von Menschen verrät.

Die Hütte wird gebaut aus drei Bambusstangen. Sie soll zwei Meter hoch und doppelt so lang werden. Zwei von den Stangen werden oben eingekerbt. Mit unseren Macheten graben wir zwei Löcher etwa vier Meter voneinander entfernt, jedes ein Meter tief. In diese Löcher werden die Stangen gestellt und dann ringsherum mit Erde festgetreten. Über die beiden Stangen in die Kerblöcher wird nun die dritte gelegt. Das Ganze sieht etwa aus wie ein Fußballtor.

Das ist das Gerüst der Hütte. Die Wände, unsere Hütte wird nur zwei Wände haben, werden aus Palmblättern gefertigt. Wir haben eine Menge Blätter abgeschlagen, jedes ist zwei Meter lang und einen halben Meter breit. Von jeder Seite aus legen wir unsere Palmblätter an die Querstange des «Fußballtors». Die Blät-

*Zum Putzen....
nächst dem Wasser
das Wichtigste*



Krisit in Küche und Haus

Henkel & Cie. A.G. Basel

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

190

ter sind wasserdichter als Zeltleinwand und spenden viel mehr Kühle. Unsere fertige Hütte sieht aus wie ein langgestrecktes Negerzelt. Sie ist nicht viel mehr als ein Dach, durch dessen ganze Länge der Wind wehen kann.

Eigentlich sollte die Hütte viel schöner und komplizierter werden, aber als wir sie im Rohbau fertig haben, kleben uns die Kleider von dem vielen Schweiß, den wir vergessen, fest an den Leibern. Die Moskitos umschwärmen uns in dichten Wolkenden, der Schweiß tropft von den Stirnen und Augenbrauen und rinnt von da in langsamem Bächen über das Gesicht. Das juckt und jeder von uns ist ewig mit seinem Hemdsärmeln im Gesicht.

Als wir jetzt noch das Gras und Gebüsch rings um die Hütte abgehauen haben, sind wir hundemüde. Die Hände können die Macheten nicht mehr halten. Die Horngriffe der Haumesser sind glitschig vom vielen Schweiß und es ist ekelhaft, sie in der Hand zu halten.

Wir hatten uns vorgenommen, unseren Einzug auf die Insel mit etwas Whisky zu feiern, aber als die Nacht herabgefallen ist, denken wir nicht einmal ans Essen, sondern spannen mit unserer letzten Kraft die Moskitonetze aus. Wir halten es auch nicht wie sonst, daß nur einer schlafst und der andere möglichst wacht, sondern fallen beide sofort in eine dumpfen, matten Schlaf.

Noch vor dem Morgengrauen bin ich hoch und fache das Lagerfeuer an. Alles grüne Laub aus meiner Nähe kommt auf das Feuer. Es gibt einen dicken Qualm, der kerzengerade hochsteigt. Für ein paar Augenblicke ist die Moskitowolke, die über unserem Lager hängt, gesprengt, aber dann geht es schon wieder los. Als ich mein Moskitonetz zusammennehmen will, sehe ich einige schwarze Punkte darin. Es sind ein paar Moskitos, die auf irgendeine Weise eine Öffnung in dem Netz gefunden haben und mich während des Schlafes peinigen.

Wir sind noch nicht einen Tag auf dieser Insel und doch bin ich von den Moskitos schon so zermürbt, daß ich mich jetzt auf das Netz stürze und die taumeligen Stedtmücken mit der Faust erschlage.

Der zweite Tag vergeht harmlos. Am Vormittag angle ich und schieße einen Alligator. Das Angeln macht hier keine große Freude. Kaum hat man den Köder ins Wasser geworfen, ruckt es schon und die Schnur schießt davon. In kaum zehn Minuten habe ich vier große Fische gefangen und ich muß daran denken, wie ich als Knabe an den Forellentümchen meiner Jugend gesessen habe, tagelang, und froh war, wenn ich abends ein paar magere Forellen als Jagdbeute hatte. Hier gibt es keine Kämpfe mit dem Fisch. Der Angler braucht nicht seine List gegen das Mißtrauen und die Gewandtheit des Tieres einzusetzen. Die Fische lassen sich so schnell aus dem Wasser holen, als dürsten sie danach, ins Trockene zu kommen. Die Fische, die ich heraufhole, haben bläulich-weiße

Bauchdecken und ähneln etwa besonders großen Schleien, nur daß die Rückenmusterung viel farbiger ist.

Jimmy hat jetzt schon gelernt, Schildkrötenreier zu suchen. Er weiß, wie man eine Spur verfolgt und auf unserer Insel finden sich Schildkrötenpuren in Massen. Der breite Sandstrand ist für die Tiere der ideale Brutplatz. Jimmy ist auch schon Alligatorenchwänze und lobt den Geschmack des weißen Fleisches, als ob er ein alter Waldläufer wäre. Aber als ich ihm sage, daß er auch noch Affenfleisch fressen wird und zwar mit Lust, schüttelt er sich und will es nicht glauben. Auch an die Urwaldkräuter, die ich als Gemüsesatz ständig sammeln gehe, will er noch nicht heran.

Gegen Abend fangen wir an, unser Faltboot zusammenzusetzen, denn nachmittags, besonders zwischen zwölf und drei Uhr, ist es viel zu heiß, als daß man irgend etwas unternehmen könnte. Wir liegen dann unter dem Blätterdach unserer Hütte lang ausgestreckt und im halben Schlaf. Die Hitze beißt einen auch hier so sehr in die Augen und reißt an den Nerven, daß an richtigen Schlaf nicht zu denken ist.

Es wird Nacht. Wir haben tüchtig gegessen und liegen nun im Sand, die Moskitonetze über uns. Zwischen uns brennt das Lagerfeuer. Jimmy ist schon eingeschlafen, aber ich kann keine Ruhe finden, obwohl ich mich wie zerschlagen fühle.

Im Osten steigt ein fahler, bläulicher Schein auf. Gleich wird der Mond da sein. Er kommt und mit ihm ein silbernes Licht, das ich niemals so deutlich empfunden habe wie hier. In diesem weißen, kalten Licht stehen die Wälder drüben wie blauschwarze Schatten. Die Frösche quarken und über die melancholische Musik ihrer Stimmen schwingt der Ton der schwirrenden Insekten wie eine Gitarrensaite. Aus der schwarzen Nacht der Wälder funkeln die Leuchtkäfer wie Brillantenketten und aus der Ferne schwingt sich ein Geräusch wie leiser Donner. Es ist der Schrei der Brüllaffen und er wird manchmal übertönt von einer klagenden fetten Stimme. Es sind die Alligatorenmännchen, die so traurig rufen.

Um mich herum schaukeln die schweren, betrunkenen Schatten der Fledermäuse. Sie stoßen leise, wispelnde Pfiffe aus. Dieses Pfeifen hält man nur im ersten Moment für Vogelstimmen, später erinnert es in unheimlicher Weise an Menschenpfeife. Es ist so, als ob ein Mann im Nachdenken versunken ist und dabei leise und unbewußt vor sich hin pfeift. Die pfeifenden Fledermäuse sind Vampyre.

Mir ist oft erzählt worden, daß der Vampyr den schlafenden Menschen, ebenso das schlafende Tier in der Nacht anfällt, um Blut zu saugen. Aber ich glaube nicht an die Wahrheit dieser Erzählungen, denn ich weiß wohl, daß diese Tiere mit Vorliebe Früchte fressen. Die großen

Fledermäuse umschwirren mein Moskitonetz und manchmal sind sie mir ganz nahe. Es sieht aus, als stolpern sie wie berauschte Gespenster durch die Luft. Vielleicht läßt mich das Gepfeife des Vampyrs nicht schlafen. Ich sehe auf das Wasser nieder. Bei Tag ist es gelb, aber jetzt schimmert es wie silbernes Kristall. Ganz plötzlich springt aus dem kristallenen Spiegel ein Fisch hoch in die Luft. Sein tropfender Leib glitzert blau und rot in der silbernen Luft und schon ist er zurückgefallen und über den Wasserspiegel ziehen große, zerfließende Ringe.

Obwohl es so hell ist, hängt der Himmel ziemlich schwarz und tief. Die Milchstraße ist nicht zu sehen und auch die Sterne funkeln nicht wie sonst. Ihr Glanz kommt gegen das Licht, das aus der hellen Mondscheibe strömt nicht auf.

Vom Ufer her plätschert es ganz leise. Ich halte den Atem an und liege still. Eine Schildkröte kriecht aus dem Wasser. Im hellen Licht kann ich sehen, wie sie ihren kleinen Kopf ein paarmal links und rechts wirft. Jetzt krabbelt sie über den hellgelben, leuchtenden Sand. Als sie weit genug oben ist, springt ich unter meinem Netz hervor und laufe zum Strand herunter. Jetzt bin ich zwischen ihr und dem Fluß und das erschreckte Tier sieht, daß es keinen Rückweg mehr hat. Die Schildkröte dreht sich ein paarmal im Kreise und versucht in ihrer unbefolhenden Art, das schützende Gebüsch zu erreichen. Ich habe sie schon gegriffen und auf den Rücken gedreht. Sie hat Kopf und Beine eingezogen. Ich schlepp sie ans Lager und verstaue meine Beute in einem Sack.

Das Jagdabenteuer hat mich noch munter gemacht. Es muß jetzt elf Uhr in der Nacht sein. Endlich schlafe ich ein.

Als ich erwache, steht die Sonne schon hoch am Himmel. Jimmy sitzt rauchend am Lagerfeuer und schlürft seinen Tee. Mir ist der Kopf schwer und ich kann ihn kaum heben. Endlich drehe ich mich auf die Seite und sehe, daß Jimmys Gesicht sehr erschrocken ist. Er deutet mit dem Zeigefinger neben mich und sagt kein Wort. Ich drehe mich um und bin auf einmal ganz wach und sehr schnell auf den Füßen. Dabei verwickle ich mich in das Netz und schlage lang hin. Jimmy hilft mir auf die Beine und jetzt sehe ich, daß dort, wo mein Kopf gelegen hatte, ein handgroßer, rostbrauner Flecken im Sande liegt. Blut! Ich werfe mich neben dem Fleck zu Boden und will ihn genau untersuchen.

«Was hast du an deinem Ohr?» fragt Jimmy. Er zieht einen Metallspiegel aus der Tasche und ich sehe, daß an meinem rechten Ohr zwei kleine rote Punkten sind. Ich hebe das Moskitonetz hoch, es hat ein faustgroßes Loch.

(Fortsetzung folgt)

Lindt

die Lieblings-Chocolade
der vornehmen Dame

FABRIQUE
CHOCOLAT
BERNE

W&S HAUSWÄSCHE
LEINEN UND HALBLEINEN

LEINEN

FÜR SPORT
UND BAD
UNSER PATENTIERTES
IMMER TROCKENES
HANDTUCH
DRY

ERHÄLTLICH IN DEN EINSCHLÄGIGEN GESCHÄFTEN
FABRIKANTEN: WORB & SCHEITLIN AG., BURGDORF